

les oder auf den Märkten den längst bekannten und in eintönigem Singsang vorgetragenen Geschichten der Märchen-erzähler. Die fahrenden Sänger, die ihre Vers-Epen in ganz schlichten Singweisen darbieten, finden stets unermüdlischen Zuhörer, in Indien so gut wie in Afrika. „Die Hindu haben ein Fest, an dem die heiligen Schriften des Hinduismus vom Anfang bis zum Ende in einer ununterbrochenen Folge rezitiert werden. Dies dauert sieben Tage und sieben Nächte. In jedem Dorf, wo diese Gesänge vorgetragen werden, löst sich Gruppe für Gruppe im Singen ab, und die Zuhörer nehmen sich während dieser Zeit kaum Muße zum Essen und zu kurzem Schlaf. In Anlehnung an dieses Fest haben schon in mehreren Dörfern die Christen selbstgedichtete Gesänge aus der Bibel in einer drei Tage und drei Nächte währenden Feier vorgetragen, was bei allen Zuhörern helle Begeisterung auslöste und wie eine gute Volksmission wirkte.“⁶ Ich selbst war unlängst Zeuge, wie Philippinos in den letzten Tagen vor Ostern 24 Stunden lang ohne Unterbrechung ihre „Pabasa“ sangen, ein Reimepos, das mit der Schöpfungsgeschichte beginnt, um nach einigen Szenen des A. T. das Leben Christi und besonders sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung, Himmelfahrt und seine Wiederkehr zum Gericht zu schildern — ein Gegenstück zum altsächsischen „Heliand“. Und diese gut 3000 kurzen vierzeiligen Strophen werden in drei oder vier Singweisen vorgetragen, bieten also musikalisch nicht mehr Abwechslung als das Dies irae der Totenmesse! Primitiv?

Die wirklichen Kenner sind heute vorsichtiger geworden mit diesem abträglichen Urteil. Hohe musikalische Ansprechbarkeit reagiert oft schon auf den leisesten Anstoß und findet zuweilen für lange Zeit darin ihr Genügen, wie sich durch verschiedene Züge aus dem Leben unserer großen Meister belegen läßt. Ein einziger Geigenton, der einförmige Ge-

sang eines Vogels vermag unter Umständen die Seele bis in ihre Tiefen zu bewegen. Damit soll nicht gesagt werden, daß in all diesen Menschen ein Bach oder Beethoven steckt — solche Begabungen bringt nicht einmal jedes Jahrhundert hervor —, aber eines scheint dadurch erhärtet: all diese Völker, denen mit Recht eine auffallende Begabung, Vorliebe und Hochschätzung der Musik nachgerühmt wird — die Russen, Mongolen, Chinesen, Japaner, Ozeanier, Malayen, Inder, Neger, Indianer usw. wissen sich zuinnerst mit der Musik verbunden; sie ist ein untrennbares Stück ihres Lebens und ihrer Seele. Pater Wilhelm Schmidt SVD hat einmal von den Negern gesagt: „Dem Neger ist seine Musik aus seiner Seele herausgewachsen. Ihm diese Musik nehmen, hieße, einen Teil seiner Seele zerstören.“⁷ Was die Forschung des Wissenschaftlers unserer Erkenntnis zugänglich machte und die Erfahrung des Missionars hundertfach bestätigte, das hat die Dichtkunst in seherischer Klarheit in wenigen Zeilen ausgedrückt:

Ein kleines Lied, wie gehts nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

(M. Ebner-Eschenbach)

Joseph Kellner SJ

Trakl und Rimbaud

In der Zeit der hohen Klassik spielt das Christliche eine Aschenbrödel-Rolle. Der schwärmerisch-erglühte Ton Klopstocks wird belächelt und findet keine Nachfolger. Das Bild der Antike beherrscht die schöpferischen Geister, es verdrängt das Christliche in pietistisches Brackwasser. Die idealistische Philosophie bis zu Hegel und Schelling leistet

⁶ Stephan Fuchs SVD, in: ZMR 1952, Heft 2, S. 132.

⁷ Johannes Beckmann, Die katholische Kirche im neuen Afrika, Einsiedeln/Köln 1947, S. 236.

dem Vorschub, und das 19. Jahrhundert feiert den Triumph wissenschaftlicher Aufklärung, von der das Christliche in die Gesindestube gedrängt wird, wo das Familienblatt und erbauliche Geschichten umgehen.

Davon ist noch heute, nach dem totalen Zusammenbruch der rationalistischen Wissenschaft, die alle Welträtsel gelöst zu haben glaubte, mancherlei zu spüren. Nicht umsonst hat dieser Geist ein Jahrhundert lang geherrscht. Wenn einer das Christliche ernst nimmt, so wie es in der hohen Dichtersprache eines Hölderlin manchmal durchbricht, wird er belächelt, jenes Christliche selbst in Zweifel gezogen und „mythisch“ interpretiert; noch bedenklicher erscheint es etwa bei dem Dichter Georg Trakl, von dem man nicht glauben will, daß er christlicher Gefühle überhaupt fähig gewesen ist. In Wahrheit ist es aber, man könnte sagen, unterirdisch oder zumindest unerkannt immer lebendig gewesen und hat in der hohen Dichtersprache eines Hölderlin einen sprachschöpferischen Impuls ausgeübt. Wenn Hölderlin für das Sakrament die Prägung „Brot und Wein“ findet, so mag das hier als Beweis genügen.

Mit gleichem Ernst nimmt Trakl in seinem „Brot und Wein“-Gedichte diese Prägung auf und, wie sehr sich seine Dichtung als transzendent im christlichen Sinn erweist, ist an einem Vergleich mit Rimbaud leicht nachweisbar.

Daß Georg Trakls Dichtung gewisse, wenn auch nicht tief gehende Einflüsse von Rimbaud aufweist, ist schon oft beobachtet und untersucht worden. Im Hause seines Schutzfreundes Ludwig von Ficker fand der Dichter ein Buch vor: „Rimbaud, Leben und Dichtung“, übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig, Insel-Verlag 1907.

Unter den Gedichten Rimbauds in diesem Buche findet sich das Gedicht: „Le Mal“, das einen aufschlußreichen Vergleich mit Trakls Gedicht „Menschheit“ erlaubt. Im französischen Urtext lautet das Gedicht:

Le Mal

Tandisque les crachats rouges de la
mitraille
Sifflent tout le jour l'infini du ciel bleu,
Qu'écarlates ou verts, près du roi qui les
raille,
Croulent les bataillons en masse dans le
feu;
Tandis qu'une folie épouvantable broie
Et fait de cent milliers d'hommes un tas
fumant,
— Pauvres morts dans l'été, dans l'herbe,
dans la joie,
Nature, ô toi qui fis ces hommes
saintement! —
Il est un Dieu qui rit aux nappes
damassées
Des autels, à l'encens, aux grands calices
d'or,
Qui dans le bercement des hosannas
s'endort
Et se réveille quand les mères, ramassées
Dans l'angoisse et pleurant sous leur
vieux bonnet noir,
Lui donnent un gros sou lié dans leur
mouchoir.

(octobre 1870)

(Edition du Mercure de France,
preface de Paul Claudel 1916,
p. 378)

K. L. Ammer hat das Gedicht, wie folgt, übertragen:

Das Elend

Indessen roten Geifer die Kanonen
den ganzen Tag ins Blau des Himmels
spein,
zieh'n vor dem König, der sie höhnt, von
Bataillonen
rotgrüne Massen in die Schlacht hinein.
Und während ein furchtbarer Wahnsinn
dampft,
wälzt sich im Sommerglanz, auf grüner
Flur,
zu einem rauchenden Gewirr zerstampft,
ein Hunderttausend deiner Kinder hin,
Natur!

Es ist ein Gott, der lacht
 ob goldner Kelche, Weihrauch,
 Altardecken,
 den die Hosannas nicht vom Schlaf
 erwecken;

 ein Gott, der nur erwacht,
 wenn alte Mütter ihm in Angst und
 Klagen
 den Pfennig weihen, den sie im
 Schnupftuch tragen.

Das Gedicht verfaßte Rimbaud im Oktober 1870 im Alter von 16 Jahren. In jener Zeit war er aus dem Elternhaus entwichen, später hatte er sich sogar kurz der Pariser Commune angeschlossen. Das Gedicht ist ein Vorläufer der expressionistischen Dichtung nach dem ersten Weltkrieg und lebt von dem Widerspruch der vorgeblich christlich fühlenden kriegführenden Völker, von denen jedes den gleichen Gott um Beistand für seine gerechte Sache anfleht. Dieser christliche Gott und der Kult vor ihm („goldene Kelche, Weihrauch, Altardecken, Hosannas“) wird, gelinde gesagt, in Frage gestellt, Gott „lacht“ über den Kult und er „schläft“ dabei ein. Höchstens die Demut alter Mütter könnte ihn rühren. Das Gedicht ist, wie wir heute sagen, durchaus innerweltlich; nicht ohne Grund wird der Natur, nicht Gott zugeschrieben, daß sie die Menschen „heilig“ gemacht habe. Diese Haltung wird durch zahlreiche andere Gedichte Rimbauds bestätigt.

Das Gedicht Trakls, mit dem man das Gedicht Rimbauds zu vergleichen pflegt, lautet:

Menschheit

Menschheit vor Feuerschlünden
 aufgestellt,
 Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger
 Stirnen,
 Schritte durch Blutnebel; schwarzes
 Eisen schellt;
 Verzweiflung, Nacht in traurigen
 Gehirnen.
 Hier Evas Schatten, Jagd und rotes
 Geld.

Gewölk, das Licht durchbricht, das
 Abendmahl.
 Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes
 Schweigen.
 Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
 Nachts schrein im Schlaf sie unter
 Olbaumzweigen,
 Sankt Thomas taucht die Hand ins
 Wundenmal.

Im Gegensatz zu dem einsphärisch irdischen Rimbaud-Gedicht hat das Gedicht Trakls eine irdische und eine transzendente Sphäre. Die irdische ist bei Trakl ernster, gewaltiger, man möchte sagen: feldgrau, obwohl das Gedicht schon 1912 entstanden ist. Keine grün oder rot uniformierten Bataillone, die vor einem spottenden König in den Tod ziehen. Statt Bataillone — Menschheit, statt König — die Menschenschuld: „Evas Schatten, Jagd und rotes Geld“. Gleich ist der rötliche Feuerschein über dieser Szene des Untergangs.

In der zweiten Hälfte des Gedichts handelt aber Trakl nicht von einem fragwürdigen Kult vor einem fragwürdigen Gott. Ein Licht bricht in die verdunkelte Welt ein, ein Licht der Gewißheit. Es geht aus von der Quelle des christlichen Kultes, der Einsetzung des Abendmahls, und nichts spricht deutlicher und ernster vor dem Lärm der Feuerschlünde als das „sanfte Schweigen von Brot und Wein“. Man möchte an die Nacht von Gethsemane denken, da die Jünger vom kommenden Verhängnis bedrückt, im Schlaf aufstöhnen, und in der letzten Zeile steht Thomas, der Zweifler, wie ein Sinnbild alles Menschseins auf; aber ihm werden die Wundmale dargeboten, in die er die Hände legt, auf daß er glaube. „Abendmahl“ und „Wundenmal“, welch ein Reim!

Der Vergleich zeigt, wie wenig beide Gedichte, das des Franzosen und das des Österreichers gemein haben; die so oft bezweifelte Christlichkeit Trakls wird durch die einfache und großartige Aussage seines Gedichts bestätigt.

Eduard Lachmann